Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 1 (1906-1907)

Heft: 6

Artikel: Das künstliche Auge

Autor: Wenger-Ruutz, L.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748227

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

schon einmal zurückgelegt, von Shakespeare zu Schiller, und uns bleibt zu hoffen, daß er eine Windung höher am Berge der Läuterung wiederholt werde. Der Naturalismus war dann eine heilsame Erfahrung: er zeigte, daß das grelle Licht der vielgepriesenen Wissenschaft für alles Gute, Edle, für alles Menschliche ebenso verderblich ist, wie die schwärzeste Geistesnacht des Mittelalters!

Das künstliche Auge.

Es war einmal einer, der ein künstliches Auge hatte. Das andere war ein gewöhnliches Auge, wie es jeder Mensch besitzt.

Niemand begriff, warum der Mann Dinge sah, die kein anderer sehen konnte, und warum er oft behauptete, es sei gar nichts da, wenn es alle andern sahen. Es kam aber daher, weil er einmal mit dem natürlichen Auge die Dinge betrachtete und einmal mit dem künstlichen Auge. Öffnete er nur dieses, so verzerrte sich ihm alles, was er sah, und wechselte Form und Farbe.

„Maulwürfe!“ höhnte er die Leute, die kopfschüttelnd behaupteten, sie begriffen gar nicht, was er sehe. Oder er lachte sie aus.

„Sie bewundern wieder, was nicht da ist,“ sagte er achselzuckend.

Der Mann ging über Land. Es war noch ein anderer bei ihm, ein Maler mit gewöhnlichen Augen. Der mit dem künstlichen Auge hatte eine mitleidige Verachtung für ihn. Der Maler fühlte sie, und es ward ihm unbehaglich.

„Ewig diese grünen Bäume“, murrte der Mann, dessen künstliches Auge noch schlief. „Es wird nachgerade langweilig! Grün! Solch altmodische Farbe!“ Da erwachte sein Auge.

„Donnerwetter! Sie sind ja gar nicht grün! Da ist ja alles Farbe, Glut, Feuer! Fort mit den grünen Bäumen!“

Zögernd widersprach der Maler: „Sie sind doch aber grün!“

„So, sind sie grün?!“ höhnte der andere. „Weil ihr Blindschleichen sie grün seht, sind sie grün, nicht wahr?“ Dem Hohn gegenüber sind die Leute feig. Darum schämte sich der Maler und bekehrte sich rasch.

„Es ist wahr, sie sind rot,“ sagte er zaghaft. Er sah sie zwar nicht eigentlich rot, aber es schien ihm doch, als ob sie einen rötlichen Schimmer hätten. Und bald kamen sie ihm rot vor, dunkelrot.

Darauf malte er ein Bild mit Bäumen, die wie in Blut getaucht aussahen, und den mächtigen Strom, der sein Bild quer durchschnitt, machte er ebenfalls rot. Auch das Gras, aber dieses hatte einen blauen Schimmer. Im Vordergrund krochen drei Schnecken, deren Fühlhörner sich berührten.

Der Maler wußte wohl, daß das Publikum sein himbeerfarbenes Bild nicht so ohne weiteres annehmen würde. Er nannte es daher: „Seelenharmonie“. Das würde den Leuten zu denken geben.

Das Publikum stand vor des Malers Bild und lachte. Darauf schalt es. Dann versuchte es, die „Seelenharmonie“ zu begreifen. Zuletzt schämte es sich, daß es sie nicht begriff, und als es soweit war, hatte der Maler gewonnen Spiel. Alle Welt bewunderte die „Seelenharmonie“, und das Museum der Stadt kaufte sie. Der Maler schrieb sich die Sache hinter die Ohren.

Wieder ging der Mann mit dem Maler spazieren. Sein natürliches Auge schlief und nur das künstliche wachte.

„Hübsch, dieser Silberton!“ sagte er daher. Diesmal versuchte es der Maler nicht einmal, seinen eigenen Augen zu glauben. Er sah den Wald sofort im Silberton, ging nach Hause und schuf ein Bild. Grau alles, einförmig, nebelhaft, verschwommen. Im Vordergrund ein schmutziggrüner Sumpf, auf dem eine gelbe Dahlie schwamm. „Toter Haß“ hieß das Bild im Katalog.

Drei volle Tage brauchte das Publikum, bis es sich die rote Harmonie abgewöhnt hatte. Dann hob es mit Begeisterung den „Toten Haß“ auf den Schild. Und wieder nach drei Tagen sprach die Stadt von nichts anderem. Der Maler trug einen schweren Geldsack nach Hause.

Zum drittenmal gingen die zwei über Land. Der Mann schloß seine beiden Augen und spitzte dafür die Ohren.

„Hören muß man die Schönheit, nicht sehen,“ rief er in Ekstase, „gar nichts soll auf der Leinwand sein, damit man voll genieße, empfinde, fühle“.

Der Maler malte ein Bild, und als es fertig war, sah es aus, als wäre die Leinwand leer.

„Ah!“ rief der Mann, „ausgezeichnet! Feuchtes Moos, faules Holz! Mord! Schauer zittern über meine Haut!“ Er schloß die Augen.

Das Bild wurde zwischen zwei spitzen schwarzen Bäumen aufgehängt. Klapperschlangen wanden sich um die Stämme. Graue Schleier fielen in geraden Falten über die Leinwand. „Mord“ stand in langen, verzerrten Buchstaben auf dem Rahmen. Er hatte die Form eines Galgens.

Das Publikum kam. Keiner wagte laut zu atmen oder gar sich zu schneuzen. Man empfand das Bild, man fühlte es, man nahm es in sich auf.

„Ah!“ seufzten alle. Ihre Seelen gingen auf den Fußspitzen. Ohne eine Gänsehaut verließ keiner den Saal.

Der Mann und der Maler saßen auf einer der Ruhebänke. Der Mann mit dem künstlichen Auge hielt sein natürliches geschlossen, der Maler alle beide.

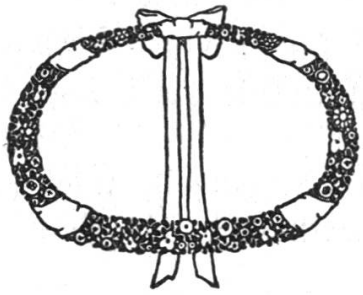
„Wie schwer er an seinem Bilde trägt!“ sagten die Leute und betrachteten sein blasses Gesicht.

Da kam ein Fremder zur Türe herein, ein Nordländer mit blauen Augen und klarem Blick. Erstaunt betrachtete er den Maler, das Publikum und das Bild. Dann lachte er, laut und herzlich. Von dem Lachen zerrissen die Schleier, die vor dem Bild hingen, und man sah plötzlich, daß die Leinwand leer war, leer und öde.

Da fingen die Leute an, sich zu räuspern, sich zu schneuzen, zu schwatzen und zu husten. Man konnte ordentlich hören, wie ihnen die Augen aufgingen.

Sie scharten sich um den Maler. „Hinaus!“ schrie die Menge zornig.

Der Mann mit dem künstlichen Auge war schon fort.

„Warte es ab,“ sagte er zu ihm, „deine Zeit wird wieder kommen!“ Da verkroch sich das künstliche Auge, so daß nichts mehr von ihm zu sehen war.

L. Wenger-Ruutz.